

Ein Geburtstagsbrief

Lieber Herr Goertz,

Berlin, den 31. 7. 1997

gegen Ende der sechziger Jahre wird es gewesen sein, als ich in der Deutschen Bücherei in Leipzig Ihr Buch „Innere und äußere Ordnung in der Theologie Thomas Müntzers“ lesen konnte. Neben meiner Tätigkeit als Pfarrer beschäftigte ich mich schon einige Jahre mit diesem eigenwilligen reformatorischen Theologen. Mich beeindruckte der klare Aufbau, aber auch die sprachliche Gestaltung Ihrer Arbeit. Vor allem faszinierte mich das Bemühen, Müntzers Verkündigung und Tat als Einheit und als theologisch begründet aufzuweisen. Leiden in der Nachfolge Christi und „revolutionäres“ Handeln mußten nicht mehr durch psychologische Erklärungen zusammengehalten werden. Sie wiesen auf den für Müntzer wichtigen Begriff „ordo“ hin und deuteten ihn von seiner Mystikrezeption her. Mich überzeugte dieser Versuch, Müntzers Theologie von ihrem eigenen Gefälle her zu erschließen, derart, daß ich mich bei meiner Untersuchung zu Müntzers Liedern vor allem davon leiten ließ. Inzwischen wissen wir beide, daß eine monogenetische Interpretation auch in diesem Fall unzureichend ist. Ihr theologisches Verständnis des „Revolutionärs“ Müntzer war, von der damaligen politischen Situation abgesehen, auch der Grund, daß der Versuch, Sie als Referent für die kirchlichen Seminare zum Müntzergedenken des Jahres 1975 in die DDR einzuladen, scheiterte. Die staatlichen Behörden verschanzten sich damals hinter formalen Begründungen („Es gibt im eigenen Land genügend Fachleute“). Auf dem Wege einer privaten Einladung gelang es zwei Jahre später, diese Hürde zu nehmen. Durch die Vermittlung von Max Steinmetz war es sogar möglich, Ihnen Zugang zum zweiten großen Müntzerkongreß in der DDR zu verschaffen. Kurz vor dem Ende der DDR sind wir uns das letzte Mal auf einer Müntzer-Tagung begegnet. Schleichwege mußten nicht mehr benutzt werden. Für die kompetenten marxistischen Historiker zählten Sie, wie wir Kirchenhistoriker in der DDR, längst zu den kritischen wissenschaftlichen Gesprächspartnern. Mit dem Ende der DDR hat sich die Wahrnehmung Müntzers in der Öffentlichkeit stark verändert. Die Fragen, die sein Wirken aufwirft, sind nicht alle gegenstandslos geworden. Auf diese zeitunabhängigen Ansätze in Müntzers Wirken weisen Sie schon in Ihrem Buch über die reformatorischen Bewegungen hin. In der Verbundenheit der bleibenden Auf-

gabe, diese historischen Zusammenhänge zu rekonstruieren, die weiterwirkenden Impulse wahrzunehmen und zu deuten, grüßt Sie

Siegfried Bräuer

Pfaffenhaß und groß Geschrei (1987)

Über Müntzer ist viel geschrieben worden: Polemisch-Haßerfülltes und Liebevoll-Zugewandtes, Kritisch-Überzogenes und Unkritisch-Verehrendes. Die Deutungs- und Forschungsgeschichte seines Wirkens ist ein Stück historisch-politischer Auseinandersetzung der letzten hundert Jahre, auch da, wo die polemische Glut, die apologetische Wärme abgekühlt sind, wo alles wissenschaftlich-sachlich erläutert wird. Müntzer stößt ab, und er zieht an. An ihm scheiden sich immer noch die Geister. Seine Sprache ist zupackend und schwer verständlich, seine Gedanken sind eigenwillig verschlossen und sprechen doch von Sehnsüchten, die Menschen zu allen Zeiten nach einem freieren und besseren Leben hegen. Er fordert auch dazu heraus, Aggressionen an ihm abzureagieren. Doch weder Sehnsüchte noch Aggressionen sollen diesen kurzen Bericht bestimmen.

Über die frühen Jahre Müntzers ist wenig bekannt. Er wird um 1490 in Stolberg am Harz geboren sein. Das Studium begann er 1506 in Leipzig und setzte es 1512 in Frankfurt an der Oder fort. Er wurde zum Magister artium promoviert und schloß das Studium mit dem „Bakkalaureus der Heiligen Schrift“ ab. Viel mehr ist nicht bekannt. Dann tauchte er im Lager des allgemeinen Antiklerikalismus auf. Bereits im Mai 1514 wirkte er als Priester in Braunschweig für eine Erneuerung der Kirche und verband kirchliche mit sozialen Aktionen. Zugleich zeigt sich, daß er bereits in dieser frühen Zeit vom Geist mystischer Frömmigkeit erfüllt war, mehr noch: „daß Müntzers religiös-politische Zielsetzung nicht erst ein Produkt der Wittenberger Bewegung ist, sondern eher unter deren Einfluß bestärkt und verschärft sowie theologisch in Aufnahme und Abgrenzung weiter entfaltet wurde.“ Deutlicher tritt sein antiklerikales Wirken in Jüterbog zutage, wo er sich mit den Franziskanermönchen anlegte. Er übte Kritik am Papst, an den Bischöfen und den Mißständen in der Kirche. Zusammen mit Franz Günther, dem ersten Magisterpromoventen Luthers, wird er dann in einer altgläubigen Streitschrift als „Lutheraner“ erwähnt und angegriffen.“ Ausgerechnet derjenige, dem zum ersten Mal in der Geschichte das Schmähwort „Lutheraner“ nachgerufen wurde, sollte später zum erbittertsten Gegner Luthers werden. Müntzer war nach dem Studium nicht nur in Braunschweig, sondern auch in ei-

nigen Nonnenklöstern tätig, er muß sich auch in Wittenberg aufgehalten haben und in das Lager der Reformation eingeschwenkt sein. Im Jahr 1519 war er Augenzeuge der Disputation Luthers mit Johannes Eck in Leipzig und wurde schließlich von Luther in die aufstrebende Wirtschafts- und Handelsstadt Zwickau empfohlen. Dort sollte er den nicht ganz linientreuen, mehr dem Humanismus als der Reformation verpflichteten Stadtpfarrer Sylvius Egranus vertreten, der auf Studienreise ging. Müntzer konnte in Zwickau Fuß fassen, wechselte nach Egrans Rückkehr von der Marienkirche zur Katharinenkirche über, wo er stärkeren Kontakt zur einfacheren Bevölkerung, zu kleinen Handwerkern und Tuchknappen, fand. Er pflegte aber Beziehungen zu allen Schichten der Stadt, bis in den Rat hinein. Auch in Zwickau legte er sich schnell mit den mächtigen Franziskanern an und ging aus dem antiklerikalen Kampf mit gestärktem reformatorischen Selbstbewußtsein hervor: „Ich treibe nicht mein, sondern des Herrn Werk“. Bald hatte er als Gegenkonzept zu den Auffassungen des altgläubigen Klerus eine laizistische Frömmigkeit, einen fast antiintellektualistischen, demokratischen Geistglauben verbreitet, so daß er auch mit dem gelehrten Egranus in Konflikt geriet. Jetzt tobte ein erbitterter Streit zwischen beiden, und das Volk begann sich — zum Kummer des Rats — in der Stadt zu polarisieren. Als die Unruhen heftiger wurden und zu Handgreiflichkeiten und Aufläufen führten, mußte Müntzer die Stadt verlassen. Auch Egranus zog fort. Müntzer wiegelte später ab und schrieb an Luther: „Wenn man mir aber die Schuld am Zwickauer Aufruhr zuschreibt, so wissen alle außer den blinden Oberen, daß ich während der Erhebung im Bad gewesen bin und von solchen Dingen nichts ahnte.“ Ja, kühner noch: „Wenn ich nicht entgegengetreten wäre, so wäre in der folgenden Nacht der ganze Rat getötet worden.“ Was in Zwickau wirklich vorgefallen war, läßt sich nicht mehr genau ermitteln. Auf jeden Fall kommt es fast überall, wo Müntzer fortan erscheint, über kurz oder lang zu turbulenten und aufrührerischen Situationen.

Müntzer wandte sich 1521 zunächst nach Prag und erwartete im Lande des „heiligen Kämpfers“ Johannes Hus die große Reformation des Geistes. Die Böhmen verschlossen sich jedoch seiner Predigt und Agitation. Er mußte Prag verlassen, kehrte noch einmal zurück und versuchte seine Reformabsichten in dem berühmten „Prager Manifest“ zu erläutern und zu begründen. Er konnte jedoch nicht Fuß fassen und zog weiter. Dieses Dokument, das sich in mehreren ungedruckten Fassungen erhalten hat, ist ein brodelndes Gemisch aus antiklerikalen Ausfällen gegen die „vermaledeiten Pfaffen“, jene „Herren, die nur fressen und saufen“, und Gedanken, die aus der Tradition der mittelalterlichen Mystik geschöpft sind. Das ist kein beiläufiges

Pamphlet, sondern ein Dokument, in dem bereits die Umrisse einer eigenständigen Theologie sichtbar werden. Müntzer, der einen Sinn für die Pointe hatte, unterschrieb das Manifest: „Thomas Müntzer will keinen stummen, sondern einen redenden Gott anbeten.“ Damit unterstreicht er den Gedanken, der seinen Antiklerikalismus rechtfertigt und sein Reformprogramm begründet. Er bestritt den Priestern der offiziellen Kirche die Legitimation ihres Amtes, weil sie die Stimme Gottes nicht im Inneren ihres Herzens vernommen hätten. Rechte Hirten sorgen dafür, daß die Schafe mit der lebendigen Stimme erquickt werden. Müntzer hat dem Antiklerikalismus eine theologische Rechtfertigung aus dem Geist der Mystik gegeben, die ja nicht nur quietistisches Versunkensein hinter Klostermauern bedeutete, sondern schon im Mittelalter gelegentlich mit Kirchenkritik verbunden war. Der Antiklerikalismus ist nicht nur eine willkommene Begünstigung der Reformbewegung. Er ist vor allem auch reformatorisches Programm. Müntzer will zeigen, daß die Herrschaft der Pfaffen an der erfahrbaren Autorität des redenden Gottes zerbricht. Und erfahren kann diese Autorität nur, wer sich in einem aufwühlenden Existenzkampf, der sich innerlich in qualvollem Leiden vollzieht, von seinen kreatürlichen Abhängigkeiten und Lüsten wegreißen und den „Dornen“ und „Diesteln“ reinigen läßt, so daß das Wort Gottes im „Abgrund der Seele“ geboren und der Mensch „vergottet“ werden kann. Dieser Vorgang trägt revolutionäre Züge. Der Heilsprozeß im Inneren des Menschen bricht nämlich die Sünde; er zerstört das Hörigkeitsverhältnis des Menschen gegenüber der stets fordernden und furchteinflößenden Welt und baut einen neuen, geisterfüllten Menschen auf, der nur Gott gehorcht. Die Furcht der Kreatur weicht der Furcht vor Gott. Der Heilsprozeß ist revolutionär, nicht nur weil er sich so eruptiv und existentialistisch aufwühlend vollzieht, sondern auch weil er alte Autorität zerstört und neue aufbaut. Und dieser Autoritätswechsel hat unmittelbar Konsequenzen für die Gestaltung der Welt. Die Abhängigkeits- und Unterdrückungsverhältnisse der Menschen untereinander lösen sich auf, und eine Ordnung der Gesellschaft entsteht, in der Gott allein der Herr ist. So wird das „Reich dieser Welt“, wie Müntzer den Böhmen verheißt, den Auserwählten übergeben werden. Ihm schwebt eine „demokratisch“ gestaltete Theokratie und eine theokratisch begründete „Demokratie“ vor. Er teilt die Menschen — das ist eine direkte Konsequenz des antiklerikalen Kampfes, der sich mit mystischer Heilslehre und apokalyptischem Gerichtsgedanken verbindet — in Auserwählte und Gottlose ein. Der Gegensatz bleibt ein soziologisch aufweisbarer Dualismus. Die einen haben den Glauben erfahren, die andern bilden sich ihn nur ein oder „stehlen“ ihn aus der Heiligen Schrift. Luther meinte, es sei

unchristlich, jetzt schon zwischen Unkraut und Weizen zu scheiden. Müntzer dagegen trennt zwischen Gottlosen und Auserwählten. Das Unkraut muß ausgerottet werden, damit der Weizen zur vollen Ähre ausreifen kann. Hier fließt apokalyptisches Gedankengut in das mystische Grundkonzept ein. Bemerkenswert ist, daß die Gottlosen, die vernichtet werden müssen, nicht die große Menge der Ungläubigen sind, sondern nur der Klerus, der sich herrschaftsbesessen zwischen Gott und die Menschen stellt. Zunächst sind es die altgläubigen Pfaffen, bald werden es auch die evangelischen Reformatoren sein, die sich mit ihrem Pochen auf den Buchstaben der Heiligen Schrift ein Auslegungsmonopol des christlichen Glaubens anmaßen, wie Müntzer meint, und sich zu „neuen Päpsten“ aufwerfen. Er nennt sie „Schriftstehler“ oder „Schriftgelehrte“. Mit dem Kampf gegen Pfaffen und Schriftgelehrte beginnt die große Scheidung der Endzeit. So formten sich Antiklerikalismus, Mystik und Apokalyptik zu einem reformatorischen Konzept.

Nachweis: Hans-Jürgen Goertz, Pfaffenhaß und groß Geschrei. Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland 1517–1529, München 1987, S. 186–189. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages C. H. Beck, München.

Impulse aus dem konfessionellen Erbe

Die Frage nach Gestalt und Tragfähigkeit des konfessionellen Erbes war bei mir, einem Kind mennonitischer Eltern, aufgewachsen in enger Verbindung zu einer Gemeinde, früh geweckt; das wird für Angehörige einer kleinen Minderheit, wie die Mennoniten in Deutschland es sind, typisch sein. Der emphatische Ruf einer Schrift aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts war im Taufunterricht laut geworden: Seid Eurer Väter wert! Die Geschichten zur Verketzerung der täuferischen Vorfahren, zu ihrer Verfolgung und Vertreibung, zu Flucht und Auswanderung der Mennoniten bewegten mich. Als 15- oder 16jährigem war mir ein Referat über Hans Denck übertragen worden; die Geschichte dieses Mannes und die Fragmente seines Denkens, soweit ich sie aufnahm, berührten mich. Wenig später wurde ich auf das Schleithheimer Bekenntnis aufmerksam gemacht — anläßlich einer Jugendfreizeit. Ich wehrte mich in der Diskussion heftig gegen das Konzept der Absonderung, gegen das Abgeben sozialer und politischer Verantwortung, also